

Stadtfrauen reichen Bergfrauen die Hand

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **60 (1950-1951)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

STADTFRAUEN REICHEN BERGFRAUEN DIE HAND



In Dörfern herrscht vielfach noch die schöne Sitte der Nachbarhilfe. Zwingt eine Krankheit den knechtelosen Bauern ins Bett, besorgt der Nachbar den Stall. Und liegt die erkrankte Kleinbäuerin nach langem inneren Wehren doch einmal ins Bett, so schaut eine Nachbarin in Stube und Küche zum Rechten.

In der Stadt ist das anders geworden. Oft kennt man sich dort kaum, selbst wenn man im selben Hause wohnt; man scheut davor zurück, sich in die Angelegenheiten eines fremden Haushalts zu mischen, auch dann, wenn Zeit und Wille zum Helfen vorhanden wären.

Noch schwieriger, ja oft unmöglich ist die Nachbarhilfe in einsamen Gebirgsgegenden, wo die Gehöfte der Kleinbergbauern weit auseinanderliegen, wo eine grosse Kinderschar das enge Haus bevölkert, wo jede Familie selbst mit Arbeit und Sorgen derart überlastet ist, dass eine Nachbarhilfe nicht mehr in das über- und überfüllte Tagewerk hineingequetscht werden könnte. Der Sommer ruft dort alle Kräfte aufs Feld, und nur der Winter erlaubt der Mutter, sich uneingeschränkt den Hausarbeiten zuzuwenden. Acht, neun, zehn Kinder, ja darüber, sind in solchen Bergbauernfamilien nicht selten. Können wir uns den Zustand der Bekleidung vorstellen, die aus Mangel an Ersatzwäsche, an einem zweiten Kleid, an einem zweiten Paar Hosen so lange getragen werden muss, bis daran kein Faden mehr gut ist? Können wir uns die Hoffnungslosigkeit vorstellen, die eine ohnehin schon überlastete, übermüdete Mutter angesichts dieses Zustandes befällt? Womit soll sie beginnen? Womit flicken? Die Kinder brauchen tags die Kleider. So versucht sie in Nachtarbeit die ärgsten Löcher zu stopfen; doch anderntags reisst das dünn gewordene Gewebe neben dem Flick.

Wir wüssten vom tapferen, oft erdrückenden Leben solcher Mütter nichts, gäbe es nicht die Bezirksfürsorgerinnen, die diese Familien ausfindig machen und der Winterhilfe melden. Diese schickt die Adressen an die Materialzentrale des Schweizerischen Roten Kreuzes, welche sie ihrerseits den Nähstuben seiner Sektionen zuweist. Auf diese Art betreut das Schweizerische Rote Kreuz heute 50 Bergbauernfamilien, die wohl an Kindern reich, doch an Gütern dieser Welt bitter arm sind.

Wir haben kürzlich eine solche Nähstube, jene des unter der Leitung von Frau Staehli stehenden Frauenkomitees der Sektion Zürich, besucht, welche die Bekleidung von neun Familien mit zusammen 72 Kindern betreut. Eine der Familien hat 15, eine zweite 14 eine dritte 11 Kinder usw. Während eines Jahres hat die Nähstube Zürich zum Beispiel für diese Familien geflickt oder angefertigt:

	Wäsche oder Kleidungsstücke
Geflickt	413
neu angefertigt aus Material, das von den Familien selbst zur Verfügung gestellt worden ist	60
ersetzt durch gute, aber schon gebrauchte Ware	104
ersetzt durch neue Ware	55
geschenkt bei besonderen Anlässen (Weihnachten, Ostern, Geburten)	144
Total Wäsche und Kleidungsstücke	<u>776</u>

Wie arbeiten die Frauen einer solchen Rotkreuz-Nähstube?

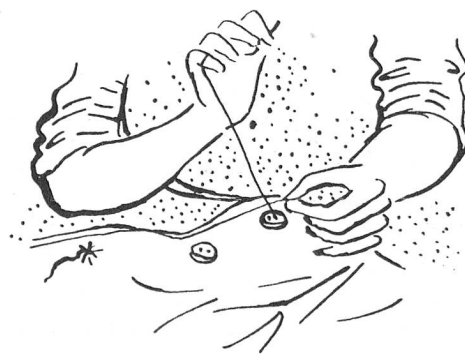
In Zürich sitzen etwa siebzig Frauen, von denen jede in der Woche einen Nachmittag hergibt, abwechselnd in der Nähstube beisammen, so dass an jedem Nachmittag eine Gruppe von 15 bis 20 Frauen arbeitet. Hier werden die Pakete ausgepackt, jedes Kleidungs- oder Wäschestück erhält ein Fadenkreuz in der Farbe der betreffenden Familie — es gibt eine blaue Familie, eine rote, grüne, gelbe usw. —; dann wird jedes Stück genau geprüft, je nach Flickart sortiert und den für diese Flickart besonders geschulten Frauen zugewiesen. An einem Tisch wird angestrickt, allzu Zerrissenes durch Neues ersetzt, am zweiten Tisch



wird «gewifelt»; zwischenhinein surren Nähmaschinen Flicke auf Hemden, Bubenhosen, Unterwäsche und Kleider. Ausgediente Pullovers werden aufgetrennt und aus der Wolle Socken gestrickt. Aus von Geschäften geschenkten Barchentresten entstehen Hemdchen, Leibchen, Höschen, aus Wollresten Socken oder Vierecke, die zu Decken zusammengehäkelt werden. Eine Frau hat sich auf Hemdenkragen spezialisiert und wird die «Chrägelitante» genannt. Eine andere Frau konnte nur stricken. Als sie dann aber sah, wie neue Bubenhosen und Hemden unter den geschickten Händen ihrer Kameradinnen entstanden, überkam sie die Lust, sich auch an so schwierigem Nähwerk zu üben. Obwohl sie immer noch aufpassen muss, dass sie nicht plötzlich zwei linke Hosenbeine aneinandernäht und ihr das Einsetzen der Taschen — wofür brauchen Buben auch zwei Taschen! — noch Mühe bereitet, wird doch ihr Werk vorbehaltlos bewundert, und sie selbst erfreut sich am meisten daran. Sie wird von allen liebevoll nur die «Ausbildungstochter» genannt.



Ja, es herrscht ein froher, heiterer Ton in dieser Nähstube. Die Frauen freuen sich jeweils während der ganzen Woche auf «ihren Nachmittag», an dem sie sich viel zu erzählen haben, wo sie manchen guten Rat erhalten, wo sie «daheim» sind, wo sie «noch nie eine unzufriedene Stunde, noch kein einziges ungerades Wort» erlebt haben, wie uns verschiedene versicherten. Alleinstehende Frauen fühlen sich nicht mehr allein. Erkrankten sie, erhalten sie den Besuch ihrer Nähkameradinnen, die dafür sorgen, dass ihnen nichts zur Pflege fehlt, die Blumen, vielleicht ein Buch, eine gute Frucht bringen und denen man ein bisschen vorjammern darf. Verreist eine in die Ferien, wird sie schon wochenlang zuvor beraten, wohin sie fahren soll, alle freuen sich mit ihr, und wenn sie dann wirklich fortgereist ist, fliegen Karten in die Nähstube und Gedanken aus der Nähstube zurück an den Ferienort.

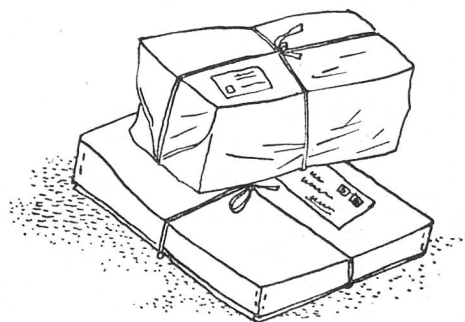


Doch auch mit den Bergfamilien verbindet die Frauen ein starkes Band. Sie sind über jede Familie genau unterrichtet, nehmen an ihren Freuden und Leiden warmen Anteil, und ein ganzes Bündelchen Briefe mit «härzlichen Vergelts Gott», mit Dank und immer wieder Dank in Deutsch, Italienisch und Romanisch hat sich schon angesammelt: von einer Familie bei Truns, wo das 15. Kind mit einer Freude begrüsst wurde, als wäre es das erste; von der Frau im Puschlav, welche die Photographie ihrer Kinder schickt, «die sie aber gerne zurückhätte und bei dieser Occasion noch gerade etwas zum Flicken schickt»; von der Mutter in der Nähe von Suhr mit ihren sechs Kindern, die in Haus und Stall so viel schaffen muss, dass «keine Zeit bleibt über zum Flicken und Stricken». Besonders nette Briefe schreibt eine Frau aus der Umgebung von Vigens; kein Wunder, dass sie mit Flickern nicht nachkommt; sie hat seit 1932 dreizehn Kinder zur Welt gebracht. Acht von ihren Buben gehen im Sommer auf die Alp, und da muss sie viel Wäsche und Kleider für sie rüsten, und dies alles allein; denn das älteste Mädchen ist erst neun Jahre alt, und zehn von ihren Kindern sind ja «nur Buben». Die Frau aus dem Schanfigg, die sieben Kinder hat, freut sich, dass «jemand auch an die Mütter in Berggegenden denkt»; nur wagt sie nicht recht, ihre Sachen zu schicken; denn weil sie sehr arm ist und der Mann krank, muss sie halt «Blätz auf Blätz» nähen.

Die eine sorgt sich, dass sie dick werde und dadurch zu viel Stoff zu einem Kleid brauche, eine andere grämt sich, dass das Rote Kreuz ihretwegen Portospesen bezahlen müsse, eine dritte schickt alle die zu klein gewordene Säuglingswäsche in die Nähstube, «die sauber und noch gut erhalten ist und sicher einer andern Mutter dienen könnte, die noch ärmer ist als ich. Ich selbst kann keine Kinder mehr haben; ich bin sehr, sehr müde».

In heiterer Stimmung wurde der folgende Brief von den Zürcher Frauen aufgenommen: «Ich bin mit euch Frauen mit dem Flickern sehr zufrieden, alle schafft ihr recht schön und sauber.»

Mit Alpenrosensträussen gelangen auch Einladungen an die Frauen



der Zürcher Nähstube, die Ferien doch bei ihnen im Berghüsi zu verbringen. Wenn man ein wenig zusammenrücke, sei noch Platz am Tisch.

Wenn wir bedenken, dass viele dieser Zürcher Frauen schon seit zehn Jahren unentgeltlich und freiwillig Woche nach Woche, während der Sammlungen sogar Tag für Tag, für irgendeine Aktion des Schweizerischen Roten Kreuzes arbeiten und auch den Eifer nicht verlieren, wenn sie von den jährlichen grossen Kleider- und Wäschesammlun-

gen so belastet werden, «dass sie abends todmüde ins Bett sinken, als hätten sie den ganzen Tag Steine geschleppt», wenn wir bedenken, dass viele dieser Frauen schon über sechzig, eine 78 und eine sogar schon 85jährig ist, so können wir uns einer grossen Achtung, Bewunderung und Dankbarkeit nicht erwehren. Es sind ja immer wieder diese stillen und uneigennütigen Helferinnen und Helfer, die es dem Schweizerischen Roten Kreuz ermöglichen, seine grossen und mannigfaltigen Aufgaben zu erfüllen.

Ein Stück Brot und ein Zinksarg

VON IGNAZIO SILONE

Deutsch von Hedwig Kehrl

Die alte Bäuerin, die Steinhauer-Caterina, mit der sich in diesen Tagen die Behörden unserer Gemeinde befassen, ist keineswegs eine dumme oder irgendwie absonderliche Frau: sie ist eine Bäuerin wie viele andere mit all ihren Tugenden und Schwächen. Wenn die Vertreter der Obrigkeit unserer Gegend sie bis heute noch nicht kannten, dann einzig darum, weil sie sich stets nur um ihre eigenen und die Angelegenheiten ihrer Familie gekümmert hat, wie eine Ameise unter Ameisen oder wie ein Schaf in der Herde. Es will schon viel heissen, dem Hunger zu wehren, Kinder in die Welt zu setzen, sie zu ernähren; alles andere ist Versuchung, Eitelkeit, Narrheit.

Beim letzten Erdbeben verlor Caterina — ausser dem Esel — das Haus, den Mann und drei Söhne; ihr blieb nur mehr ein Sohn und ein verwitweter Bruder. Es war nicht das erste Beben, das unsere Gegend heimsuchte; denn tatsächlich kann man heute noch in unseren Bergen Trümmer von Häusern sehen, die bei früheren Erschütterungen zusammengestürzt sind; und sehr wahrscheinlich werden sich solche Katastrophen immer wieder ereignen. Nichts gibt es, das schrecklicher und zugleich natürlicher ist. Ohne irgendwelchen sichtbaren Grund beginnt die Erde zu erzittern, und Tausende von Häusern stürzen zusammen. Tausende von Familien gehen zugrunde. Und da keiner ohne Sünde ist, wagt auch keiner, sich darüber zu wundern oder sich dagegen aufzulehnen. Nein, die Trümmer werden fortgeschafft, die Toten begraben, und das Leben beginnt von neuem; neue Familien werden gegründet, neue Häuser erstehen, neue Dörfer.

So schaffte sich auch Caterina mit Hilfe ihres Sohnes und des Bruders Cosimo in wenigen Jahren allmählich wieder ein neues Heim; denn bekanntlich war auch der Bruder, wie alle Männer in dieser Familie, Steinhauer; er verstand sich aber auch

etwas auf die Maurerei. Tagsüber verdiente sich Cosimo sein Brot im Steinbruch, indem er Steine für die Beschotterung der Strassen zerkleinerte; abends jedoch und an Festtagen half er Caterina und ihrem Sohn beim Wiederaufbau des gemeinsamen Hauses, eines kleinen ländlichen Hauses mit einem Stall für den Esel im Erdgeschoss, mit Küche und zwei Kammern im ersten Stock. Ueberdies besass Caterina im Talgrund, in der Nähe des Flusses, auch noch ein Stück Gemüseland, und wenn sie weder im Haus noch beim Brunnen oder in der Kirche zu finden war, so befand sie sich bestimmt dort unten, um jenen kleinen Fleck Erde umzugraben. Auch noch in ihren alten Tagen, als der Sohn bereits erwachsen und nach väterlichem Brauch ebenfalls Steinhauer geworden, führte sie dieses mühselige Leben weiter. Aber eine kleine Familie, in der alle arbeiten, kann, selbst wenn die Mühe gross und der Verdienst karg, recht glücklich sein. Und wirklich, trotz des Alters gelang es Caterina und Cosimo, für den gemeinsamen Unterhalt aufzukommen, und so erlaubten sie auch dem jungen Burschen, seinen eigenen geringen Steinhauerlohn beiseite zu legen, um sich, so Gott es wollte, dereinst ein eigenes Heim zu gründen.

Eines Abends indes, gerade als die armen Leute es am wenigsten erwarteten, sandte ihnen das Schicksal einen Carabiniere ins Haus mit einem Schriftstück, das die Ankündigung eines neuen Krieges und den Befehl enthielt, die jungen Burschen zu den Waffen zu rufen. Kriege sind für arme Leute wie Erdbeben; keiner weiss, wann und wie sie entstehen, und nutzlos ist es, sich gegen das Schicksal zu sträuben. Gewiss konnte die alte Caterina nicht für ihren Sohn als Steinhauer einspringen, doch sie wollte sich auch nicht mit dem Gedanken abfinden, dass der kleine Sparquell für das Heim des Sohnes nun versiegen sollte. Daher arbeitete sie ihren Bruder so lange, bis er ihr er-